

Frankreich in der Krise? Zweifellos, aber unser Nachbarland ist dabei nicht so nervös, wie man vermuten könnte. Reisenotizen aus dem Sommer 2009

Konservativ und ungezwungen

16.Juli 2009, Gerd Held

Ein früher Morgen in Tournon an der Rhone. Um halb Sieben hat die Bar am Marktplatz schon auf, obwohl kein Markttag ist. Die Kaffeemaschine brummt und zischt. Für die Leute fängt der Tag nicht zu Hause am Küchentisch an, sondern am Thresen mit einem *petit noir* oder *grand crème*. Man hat seinen Platz und kennt jede Bewegung des Wirts. Die Dinge sind hier schon lange wie sie sind. Die Tassen wandern jeden Tag den gleichen Weg. Man ist hier zuhause, auch für den Gast fühlt es sich an wie Wohnen. Von uns hat man nur kurz Notiz genommen, dann geht das Geplänkel an der Bar weiter. Die erste Station einer Reise hat immer etwas Spezielles, die ersten Eindrücke sind besonders stark. Auch wenn man ein fremdes Land schon zigmal bereist oder sogar ein paar Jahre dort gelebt hat, fragt man sich wieder, was hier eigentlich anders ist. An diesem Morgen in Tournon spukt mir ein französisches Wort durch den Kopf, das ebenso schwer zu übersetzen ist wie das deutsche „gemütlich“: *nonchalant*. Die Leute in der Bar strahlen das aus. Es ist eine Mischung aus nachlässig, nachsichtig, eigensinnig, schamlos, elegant, mit einer Prise Arroganz. So ein Wort ist komplex wie ein Kochrezept. Aus dem Wortstamm müsste man non-chalant mit „sich nicht für etwas erhitzend“ übersetzen. Aber die fehlende „Hitze“ ist als positiv gemeint: als Ungezwungenheit. Mit ihr setzt man sich über Widrigkeiten elegant hinweg statt das Gemüt zu erhitzen. Im heutigen Frankreich ist das Wort selten in Gebrauch, und doch

glaube ich, dass es hier gelebt wird. Die Fähigkeit zur Nonchalance bildet eine Grundlage für Würde und Souveränität – in den verschiedenen Etagen der Gesell-

schaft. Man verkämpft sich nicht so in kleinen Dingen. Es muss nicht alles durchorganisiert, durchversorgt und durchregiert werden. In unserer Bar in Tournon können wir es gleich mal üben: Indem wir über die katastrophale Toilette hinwegsehen.



Auch der Städtebauer kann hier über die Nonchalance staunen, mit der hier Neues und Altes koexistieren. Wir fahren das Rhonetal hinunter, fast jede Stadt hat im Umland ihren Gewerbe- und Einkaufspark aus schnellem, buntem Blech. Man fühlt sich wie in einem großen Kinderzimmer. Das Immer-Neu der Warenwelt hat eben seine Naivität. Die Modernisierung fällt hierzulande manchmal schrill und verspielt aus, dafür weniger ernst und zwingend. Und dann kommt man doch in alte Kernstädte, die in Frankreich sehr groß sind. Wie hat man es geschafft, so viel Gebäudesubstanz zu bewahren? Alles feinsäuberlicher Denkmalschutz? Die wackeligen Fenster verraten eher eine gewisse Nachlässigkeit. Die Eigentümer werden nicht gleich mit umfangreichen Sanierungen belastet. Um im Bild des menschlichen Lebens zu bleiben: Die alten Häuser müssen nicht auf jung getrimmt werden. Sie brauchen keine ständige Seniorenanimation, sondern dürfen nonchalant alt werden.



Auf den französischen Straßen faszinierten schon immer zwei Extremtypen des Automobils. Auf der einen Seite gab es die futuristischen „Neuwagen“ wie der Citroen DS 19 oder der Renault Espace. Zum anderen waren da die klappernden, alten *Bagnoles*, deren verbeultes Blech kein Hindernis für Fahrspass war. Schön zu wissen, dass sich das auch 2009 nicht geändert hat. Zwar klappern nicht mehr die „R4“ und „Enten“, aber dafür sind nun die Peugeot 205 oder Renault Clio in die Jahre gekommen. Sie ignorieren lässig-ökologisch jede Abwrackprämie. Frankreich hat nur etwas mehr als die Hälfte der deutschen Co2-Emissionen – und ist doch bei Landesgröße, Bevölkerung und Bruttosozialprodukt viel mehr als nur ein halbes Deutschland. Ob die gute Bilanz auch damit zu tun hat, dass man im Land nicht alles durchmodernisiert, sondern vieles ganz konservativ-entspannt weiterklappern lässt?



Wir sind in Marseille. Die Einfahrt von Nord-Westen, von Arles kommend, ist spektakulär. Die Küstenautobahn geht in eine Hochstraße über, direkt an den Anlegern der Fähren nach Korsika und Nordafrika. Vor uns erhebt sich die Stadt, die auf mehreren Hügeln zu einer gewaltigen Tribüne aufgeschichtet ist. Eine vertikale Stadt zwischen Meer und Berg. Wir sind mit einer gewissen Spannung hierhin gekommen. Von Frankreich hieß es ja, dass die Krise soziale Unruhen ausgelöst habe. Manch deutscher Verdi-Linke träumte davon, wenn er doch mal einen kühnen Traum hatte, es „wie die Franzosen“ zu machen. Bisher hatten wir auf unserer Fahrt kein Zeichen von sozialer Spannung bemerkt. Keine erregten Debatten, keine Ansammlungen auf der Straße, keine ner-

vösen Zeitungsberichte. Aber was würde uns in Marseille erwarten, dieser turbulenten Metropole voller Unterschiede? Alles, nur kein Sozialkampf. Wir fanden keine Spur von gewalttätigen Demonstrationen, die Bankfassaden sind makellos. Auf dem Hauptboulevard, der Cannebiere, herrscht gelassene Geschäftigkeit. Das gleiche Bild ein paar Schritte nebenan, wo ein Markt der nordafrikanischen Einwanderer mehrere Straßen füllt. Gewiss, auch in Marseille hat es große Demonstrationen gegeben. Die Hochschulen sind bestreikt worden. Aber die Bewegungen sind abgeflaut. Der letzte „politische Streiktag“ der Gewerkschaften war ein Fiasko. Es muss hier wohl ein deutsches Missverständnis der französischen Sozialverhältnisse geben. Die Parole „Nieder mit dem Kapital“ ist eben eine Parole. Niemand will wirklich das Bürgertum verdrängen, aber niemand will auch verdrängt werden. Deshalb ruft man laut und heftig „hier“! Und geht danach wieder nach Hause. Dies Zuhause bietet Frankreich. Es gibt hier ein soziales Arrangement, das große Ungleichheiten aushält. Das politische Leben funktioniert, ohne immer den Sozialausgleich in Aussicht zu stellen. Gerade erst hatten alle Beobachter den Präsidenten Sarkozy am Ende gesehen. Auch deutsche Korrespondenten schrieben ihn in Grund und Boden. Nun hat er die Europawahlen gewonnen. In Marseille lag seine UMP 12 Prozentpunkte vor den Sozialisten. Es muss da im Land einen Grundzug geben, den die Beobachter nicht auf dem Schirm haben.



Beim Abendessen bei unseren Marseiller Freunden kommen wir auf ein anderes Thema. Jean Benoit kommt aus Lothringen, seine Frau Alise ist in Tunesien geboren; ihr Vater war Franzose, die Mutter Tunesierin. Wie ist das mit dem Kontakt zum Südufer des Mittelmeers? Ist Marseille

nicht das große Tor des Südens? Ja und nein. Keine europäische Stadt ist stärker südwärts gewandt, weder Athen, Neapel noch Barcelona. Jeden Tag verkehren Fähren mit Nordafrika. Man tauscht etliche Waren – ohne dass alles in die offizielle Handelsstatistik eingeht. Manches Marseiller Krankenhaus ist in Algier eine feste Adresse. Die Brücke über das Mittelmeer hat ihre gegenseitigen Brückenköpfe; die Südkolonie im Norden ist heute größer als die Nordkolonie im Süden. Doch sind in diesen Austausch nur bestimmte Gruppe und Stadtteile verwickelt. Der Rest der Stadt kommt damit kaum in Berührung. Auch unsere Freunde kennen vieles nur vom Hörensagen. Das gleiche Bild in der Presse. Auch in den großen Regionalzeitungen des französischen Südens wie „La Provence“ oder „Midi libre“ findet sich selten eine Meldung aus Marokko, Algerien oder Tunesien. Zufällig war im Alten Hafen von Marseille gerade ein „Fete de la mer“ – das andere Meeresufer kam überhaupt nicht vor.



Was bedeutet dann „mediterran“? Für Jean Benoit und Alise sind es lokale Dinge und Gewohnheiten, die man in ähnlicher Form überall kennt, unser Abendessen mit Lamm und Pflaumen zum Beispiel. Der Mittelmeerraum ist eher ein großes Haus mit vielen Zimmern, in dem bei allen Unterschieden eine Zivilisationsverwandtschaft regiert. Das Haus ist ein Nebeneinander der Ähnlichkeiten, keine Gemeinschaft mit intensivem Tausch oder Gespräch. Deshalb reicht oft schon der Besuch im ersten Zimmer, um die mediterrane Atmosphäre zu erfahren. Wir müssen gar nicht die Fähre nach Algier nehmen.



Wir sind ausgestiegen und ein paar Schritte auf eine kleine Anhöhe gegangen. Ein kräftiger Nordwind hat den Himmel im Rhone-Delta freigeblasen. Ein unglaubliches Blau. Alle Erdfarben springen uns an. In so einem Moment wird man gewahr, dass die Fahrt in den Süden in eine andere Hemisphäre geführt hat. Ein Teil Europas gehört einer anderen Welt an. Und dann gibt es tatsächlich Sonnenblumenfelder - eine van Gogh-Landschaft mit van Gogh-Wetter. Warum hat es wohl so lange gedauert, bis jemand das malen konnte? Jahrtausende haben Augen ist das Blau geguckt, und dann hat es auf einmal klick gemacht und das Blau ist zu einem Gegenstand geworden. War das Sehen zuerst, oder das Malen? Van Gogh hatte seinen wilden Strich im dunklen Norden entwickelt, erst dann konnten ihn die Farben des Südens anspringen. Erst der fremde Blick des Nordens ließ das Licht des Südens wirklich aufblitzen. Wir heutigen Touristen vollziehen diese Entdeckung nach. Wir haben es in der Hand, die Eigenschaften des Südens in Wert zu setzen. Unsere Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit mit Farben, Gerüchen, Mahlzeiten und dem Straßenleben zählt. Der Tourist ist nicht nur Konsument, er hat eine Mission.



Der *table d'hote* ist eine französische Erfindung. Man ist zu Gast in einem Privathaus, meistens einem Bauernhof. Man teilt mit den Bewohnern den Tisch und das Abendessen – und bezahlt dafür. Unser großer „Gästetisch“ steht in einem Bauernhof im bergigen Hinterland von Montpellier. Wir haben das Schild am Straßenrand gesehen und angerufen. Ein englisches Paar ist auch gekommen. Die Bauersleute sind jünger, die Kinder sind schon im Bett, unsere kleine europäische Abendgesellschaft kann beginnen. Die Küche ist einfach und exzellent, Ente mit frischen Ge-

müsen, Wein und vielen kleinen Extras. Auf dem Hof gibt es eine Enten- und Kaninchenzucht, etwas Getreide, einen Gemüse- und Obstgarten. Man produziert Fleischkonserven nach alten Hausrezepten, zur Endproduktion fährt man in einen größeren Konservenbetrieb. Das ganze Unternehmen ist ein Patchwork am Existenzminimum: Konservenversand, ein Marktstand, die Frau macht die lokale Postzustellung, der Mann fährt zur Gartenpflege bei Privatleuten an die Küste – dazu der Gästetisch“. Geht es um Ökologie? Eher um gute konventionelle Produkte, das viele Autofahren ist auch unvermeidlich. Aber Christophe und Helène „verteidigen“ den Hof. Die Selbstbehauptung in einer Gegend, in der über Jahrzehnte die Leute abgewandert sind, zählt: „Unsere Ökologie ist, dass wir hier sind“. Und wieder eine Nord-Süd-Geschichte. Die beiden haben sich in Lille in der Normandie kennengelernt, Helènes Großeltern hatten den Hof im Süden, ihre Eltern waren nach Norden gewandert. Als die Großeltern starben, haben Christophe und Helène den Sprung zurück gewagt und den Hof übernommen. Das war vor 8 Jahren, sie bereuen es nicht. Sie haben sich reingebissen. Es wird nie eine Goldgrube werden. Es ist aber unsere Grube, voilà. Property matters, grinst der Engländer. Eigentum gibt den Ausschlag, nicht Reichtum.



Die Hafenstadt Sete liegt unweit von Montpellier an der Küste. Sete hat viele Gesichter und viele Hände. Der zweitgrößte französische Mittelmeerhafen, Weinanbau, Austernzucht, alle vier Tage dampft eine Fähre nach Tanger. Ein „Canale grande“ liegt mitten in der Stadt und gibt einen Hauch von Venedig. Und noch ein Hauch ist da: Sete stinkt nach Fisch. Es ist der größte französische Fischereistützpunkt am Mittelmeer, viel bedeutender als Marseille.

Die Fisch-Trawler, recht große Pötte, fahren den Fang mitten in die Stadt an den Kai des Hauptkanals und zur Halle des Fischmarkts. Da liegt das ganze Sammelsurium: Netze, Kisten, Dieselfässer und eine Menge undefinierbare Reste. Der Boden klebt, die Möwen kreischen und die Seeleute sagen „eh biäng“ für „eh bien“. Die T-Shirts sind nicht ganz sauber und die Häuser grüßen mit ebensolchen Fassaden zurück. Aber mittendrin, entlang des Kais, reiht sich ein Fischrestaurant ans andere; die schöne Welt der touristischen Muße mischt sich ganz zwanglos mit der Arbeitswelt – da ist sie wieder, die französische Nonchalance. Am Kai in Sete kann man studieren, was ein *arrangement* ist und was es von unserem „Konsens“ unterscheidet. Man muss nicht alles ausdiskutieren. Wenn man über ein paar Abgründe hinwegsieht, bleibt die Welt größer. Ohne seine Fischdampfer würde der Canale grande auf ein Westentaschenformat schrumpfen. Deshalb wurde bisher jeder Versuch, die Fischerei in ein anderes Hafenbecken zu verlegen („schöne Halle“, „viel Platz für die Lastwagen“), großzügig abgeschmettert.



Ein Fischdampfer ist er nicht gerade, unser Ausflugs Kahn. Aber dafür tuckern wir jetzt schon seit zwei Stunden durch den Kanal du Midi. Zwischen den hohen Bäumen auf den Kanaldämmen gleiten wir dahin – wie unter dem Dach einer unendlich langen Kathedrale. Die Fahrt ist kein Ortswechsel von A nach B, das Fahren ist ein Wohnen. Die Radler, Hundebesitzer und Schleusenwärter, die ab und zu auftauchen, sind Mitbewohner. Bonjour, Herr Nachbar. Die Aussicht vom Wasser auf ein Haus oder einen Garten ist recht intim, er kommt gleichsam durch die Hintertür. Von einem Balkon schaut nachlässig ein junges Paar herüber, er im Unterhemd, aber diesmal ohne Gauloise. Und dann sind da die Stüh-

le. Mal aus Holz, mal aus Plastik steht alle paar hundert Meter einer am Wasserrand - wie gerade eben verlassen, oder schon vor zehn Jahren. Ein möblierter Kanal. Modern und doch schon sehr alt. Seit 1681 verbindet er das Mittelmeer mit dem Atlantik, eine immense Bauleistung. Auch bei ihr hat der Norden Pate gestanden, in Gestalt des Merkantilismus von Colbert und Ludwig XIV. Aus den Brückensteinen schaut uns Paris und der frühe französische Territorialstaat an.



Frankreich ist ein altes Land, also eine konservative Leistung. Aber hier ist das Konservative mit dem Ungezwungenen verbunden. Die Gesellschaft wird durch ihre Nonchalance vor dem Diktat des ständigen Fortschritts ebenso bewahrt wie vor dem Diktat des Besitzdenkens. Das macht sie großzügig und gesellig. Alexis de Tocqueville, der große französische Liberal-konservative, dessen Todestag vor 150 Jahren wir 2009 begehen, sah sein Land auf einer langen schiefen Ebene in eine immer tiefere Leere schlittern. Das Ancien Regime und die Revolution ließen die gesellschaftlichen Gruppen immer gleichförmiger und immer gleichgültiger untereinander werden. Die alte Fülle würde, so Tocqueville, nicht in die modernen Zeiten überführt, sondern zerstört. Der französische Bau würde gleichsam entkernt. Seitdem ist viel Zeit vergangen. Wenn wir heute durch Frankreich fahren, reisen wir nicht durch ein leeres Land. Im historischen Maßstab hat es wieder begonnen – um im Bild Tocquevilles zu bleiben – sich zu füllen. Die Milieus und Institutionen haben sich gewandelt. Eine positive, tolerante Ungleichheit wächst allmählich wieder. Der Süden leuchtet stärker als zu Tocquevilles Zeiten. So scheint die Ungleich-

heit bei unseren Nachbarn nicht so unter einem Generalverdacht zu stehen wie bei uns, wo sie nun seit zwei Jahrzehnten als Drohkulisse über der deutschen Wiedervereinigung steht. Im Grunde ihres Herzens schätzen die Franzosen ihre Gegensätze und ziehen sie im Zweifelsfall der leeren Monotonie vor. Sie haben sich die Kunst des ungezwungenen Konservativismus bewahrt. Für das Schlechreden der französischen Verhältnisse, das in Deutschland eingerissen ist, gibt es keinen Grund.

*(Manuskript vom 16.7.2009, erschienen als
Reportage in der Tageszeitung „Die Welt“
vom 22.7.2009 unter der Überschrift „Un-
gezwungen durch die Krise“)*